

Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1975)

Artikel: Die Geige
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-787848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geige.

Verschiedene Historiker leiten das Wort «Geige» vom französischen «gigot» ab. Was so viel wie Bein oder Hammelkeule bedeutet und der Form des Instrumentes, mit dem man damals zum Tanz aufspielte, gleichkam.

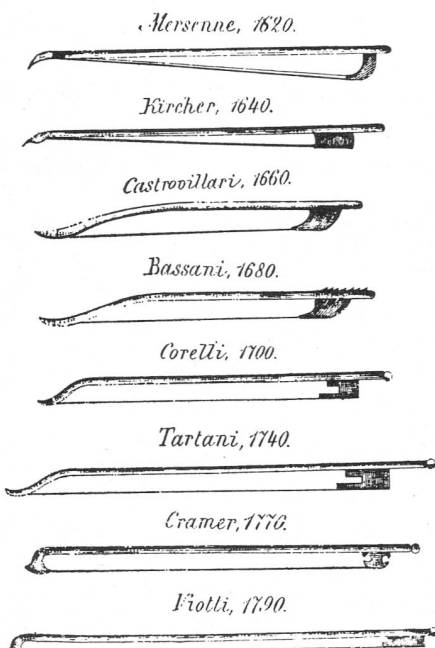
Doch woher kommt die Geige eigentlich?

Man weiss es nicht. Ihr Ursprung lässt sich bis heute nur vermuten. Man munkelt von Indien, rätselt über Arabien oder lässt die Gedanken ins Maurische schweifen. Jedenfalls finden wir die erste Erwähnung aller Streichinstrumente im Evangelienbuch des Benediktinermönches Otfried, der schon im 9. Jahrhundert die himmlischen Musikfreuden der «lira» und «fidula» verherrlichte.

Heute setzt sich die Geigenfamilie aus einem Instrumenten-Quartett zusammen, das wie das Gesangsquartett, eine wunderbare Einheit bildet. Die Geige mit ihrem Sopran, die Viola als Altstimme, das Cello ergibt den Tenor, und der Kontrabass rundet das Ganze harmonisch ab.

Keine Geige ohne Bogen

In ihren ersten Anfängen wurde die Geige mit den Fingern gezupft. Den Bogen lernte man erst später kennen.



Und im 13. Jahrhundert wurde der Gebrauch des Bogens so erwähnt:

«Einer mit eines pferdes zage, streichet über vier schafes darm.» Wenn auch zu damaliger Zeit die Geigenbaukunst in Italien gehegt und gepflegt wurde, so konzentrierte sich Frankreich auf den Bogen. Ende des 18. Jahrhunderts schuf Tourte, eigentlich ein Uhrmacher, den heutigen Bogen. Die seit über 100 Jahren bewährte Güte und Elastizität seiner Bogen sind bis heute unübertroffen. Sie fragen nach dem Rezept der Tourteschen Bogen? Wir kennen es auch nicht. Jedoch wissen wir, dass er bestes, biegsames Fernambukholz wählte und genaue Berechnungen der Gewichtsverteilung anstellte. Denn gerade diese kennzeichnet den wahren Meisterbogen.

Italienische Geigenbauschulen

Der Italiener Gasparo de Salò, geb. 1542, war wohl einer der ersten Geigenbauer von namhaftem Ruf. Von ihm sind bis heute sogar noch echte Exemplare erhalten. Zusammen mit Amati aus Cremona gilt er als Begründer der Brescianer und Cremoneser Schulen, die beiden populärsten der italienischen Geigenbaudynastie. Doch auch in den Schulen von Neapel/Mailand, Florenz/Rom/Bologna und Venedig wurde Hervorragendes geleistet. Im 17./18. Jahrhundert stand die italienische Geigenbaukunst in vollster Blüte und gipfelte in den Werken der Schule Cremona. Und aus ihr ging der legendäre Antonius Stradivarius hervor, der als der grösste Meister unter den vielen anderen, ausgezeichneten italienischen Geigenbauern gilt.

Das Cremoneser Geheimnis oder Stradivaris Meistergeigen

Gab es wirklich ein Cremoneser Geheimnis? Es ist so wunderbar romantisch, darüber zu rätseln. Faszinierend, dass fast alle grossen Geiger eine Stradivari spielen. Oder aber Geigen anderer hervorragender, meist italienischer Meister. Sie alle verwendeten für ihre Meistergeigen sorgfältig ausgewählte Hölzer und kannten die akustischen Gesetze, die erst einen vollendeten Geigenton gewährleisten. Schönheit und Sorgfalt dieser Werke bestechen auch heute noch, und der herrliche Cremoneser Lack bezaubert den Kenner. Wieviel dieser Lack zum guten Klang einer Geige wirklich bei-



trägt, wissen wir nicht. Selbst Gelehrte sind sich darüber nicht einig. Seltsam ist jedoch, dass die Herstellung dieser «Wunderlacke» heute nicht mehr gelingt. Also doch ein Geheimnis?

Original und Fälschung

Heute weiss man, dass Meisterwerke von Stradivari, Guarneri, Bergonzi, Guadagnini, Lupot, Vuillaume und vieler anderer grosser Geigenbauer oft kopiert und als «echte» Exemplare verkauft wurden. Hatte man doch vor einigen Jahren den Versuch gemacht, sämtliche Stradivari-Geigen zu registrieren. Was kam zum Vorschein? Viermal mehr Stradivari-Geigen, als der Meister sein Leben lang hätte bauen können. Zudem erkannte man die wirklich echten an ihrem Holz. Denn man wusste genau, welches Holz mit welchen Altersringen zu Stradivaris Zeiten tatsächlich von ihm verwendet wurde.

Wirkliche Tonkenner und Musiker lassen sich heute sowieso nicht mehr von einem klangvollen Namen auf dem Geigenzettel blenden. Ihnen ist es viel wichtiger, dass so ein altes Stück auch noch gut erhalten ist. Sie achten auf die Bauart und lauschen dem Ton. Denn auch absolut echte, alte Meistergeigen können eventuell den Anforderungen des heutigen Musikers nicht mehr genügen. Die Alterung des Materials spielt dabei eine nicht unerhebliche Rolle.

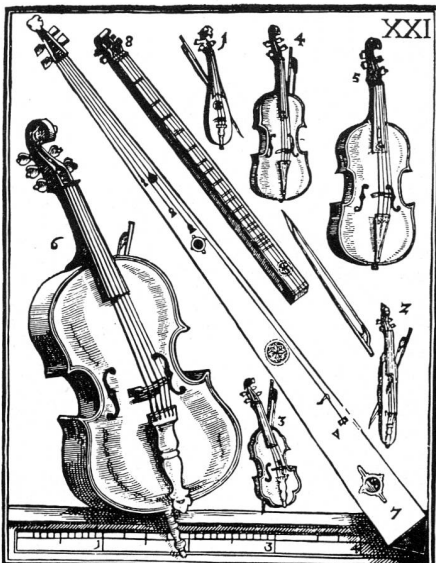
Die Franzosen kommen

Die Hochblüte der italienischen Geigenbaukunst reichte bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Und zu gleicher Zeit entwickelte sich auch in Frankreich mehr und mehr der Geigenbau. Besonders in der Metropole Paris. Meister wie Lupot und Vuillaume machten von sich reden. Es geht sogar die Sage, dass Vuillaume Stradivari-kopien geschaffen haben soll, die kein Experte von der richtigen «Strad» unterscheiden konnte. Und mit seiner

wunderbaren Kopie der berühmten Guarneri del Gesù von Paganini gelangte Vuillaume zu grossartigem Ruhm. Überhaupt zeichneten sich die französischen Streichinstrumente durch ausgesucht schöne und sorgfältige Arbeit aus. Der Klang dieser Geigen ist etwas heller und grösser als derjenige der alten Italiener. Darum sind die Franzosen für grosse Konzertsäle ausserordentlich gut geeignet und beliebt.

Geigen überall

Zahlreiche Meister brachte auch die deutsche Geigenbauschule hervor. Die Gebiete Mittenwald und Sachsen haben heute noch im Geigenbau ein gewichtiges Wort mitzureden. Denn das alte Handwerk hat sich dort bis auf den heutigen Tag vererbt. Stainer, ein Zeitgenosse Amatis, schuf zu seiner Zeit



1. 2. Kleine Poschen / Geigen von Octav höher. 3. Dikant-Geig ein Quart höher. 4. Rechte Dikant-Geig. 5. Tenor-Geig. 6. Bass-Geig de braccio. 7. Trompette. 8. Scherzgeige.



so herrliche Instrumente, dass sie eine ganze Weile zu den begehrtesten gehörten. Einen eigenen, besonders schönen Stil wiesen die Modelle der Wienerschule auf. Ihre grossen Meister waren Geissenhof, Thir, Dallinger und viele andere. Und auch England, Holland, Ungarn und Böhmen haben einst bemerkenswerte Geigenbauer hervorgebracht.

Doch was zeichnet eigentlich eine Meistergeige aus?

Auch hier gilt der Grundsatz: Mit den Fähigkeiten des Meisters steht und fällt die Qualität einer Geige. Denn er allein ist mit den akustischen Kenntnissen vertraut, hat das gewisse Fingerspitzengefühl, vereint mit dem nötigen Instinkt. Natürlich ist auch das

Holz von grosser Wichtigkeit. Breitgeflamnte Böden und ein Deckenholz, dessen Jahresringe von innen nach aussen schön und regelmässig vom Feinjährling allmählich ins Mitteljährlige gehen, werden bevorzugt. Tadellos geschnittene F-Löcher, sauber ausgestochene Schnecken und die genaue Ausführung der Einlagen zeigen die Hand des wahren Meisters. Wählt er dann noch einen weichen, geschmeidigen Lack, so setzt er seinem Werk die Krone auf. Der Klangcharakter, ob dunkel oder hell, bleibt dem Geschmack jedes einzelnen überlassen. Schliesslich lieben auch nicht alle Männer den selben Typ Frauen.

Der Himmel hängt voller Geigen

Heute wird der Geigenhandel weitgehend mit dem Kunsthandel verglichen. Mit Recht. Denn die schönsten Stücke sind rar wie im Kunsthandel.

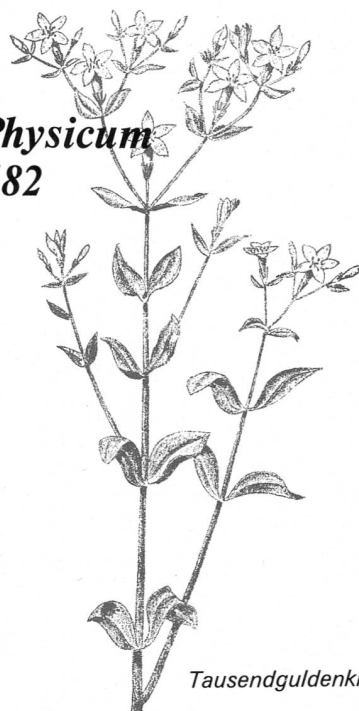


Text und Bilder verdanken wir Jecklin, Rämistrasse 30+42, Zürich 1.

Aus dem Kräuterbuch des ADAMUM LONICERUM, der Arzney Doctorem und Physicum zu Franckfort am Mayn, 1582

Im Neujahrsblatt 1973 haben wir mit einer Artikelfolge begonnen, die uns zeigen soll, was uns der Arzt Lonicum in seinem lehrreichen Buch über verschiedene uns bekannte Pflanzen und Sträucher zu berichten weiss. Wir begannen mit den Brombeeren und Himbeeren, und fahren in diesem Heft mit Ehrenpreis und Tausendguldenkraut fort. Zur bessern Verständlichkeit erlauben wir uns, in der Schreibweise einige Änderungen vorzunehmen.

Dr. Hugo Müller, Olten



Tausendguldenkraut

Ehrenpreis oder Grundheyl, auf Lateinisch Veronica.

Seines Geschlechts ist zweyerlei. Das erst ein Mänlin, das ander ein Weiblin. Das erst Geschlecht, nemlich das Mänlin, ist dem gemeinen Gamander mit seinem runden dünnen Rütlin, Wurtzeln, Blümlin und Samen, ehlich, fladert hin und wider, wie Pfenning oder Schlangenkraut, doch seynd die Blätlin länger, mit zarten kleinen Kerfflin zerschnitten. Die Blümlin sind blau Milchfarb, ein wenig mit Purpur vermischt.

So die Blüet vergehet, findet man sehr kleinen Samen im Brachmonat, gleich dess gemeinen Gamanders, in kleinen Täschlin verschlossen. Sein gantze Substantz ist bitter.

Das ander Geschlecht ist ein halb Ehrenpreis und ein halb Pfennigkraut, doch ist es dem Ehrenpreis am ehlichsten, von Farb aber grüner, linder und weyher, dess Blätlin seynd geformiert, bey nahe wie die Blätlin am Burgel.